dtv

Lukanien, ganz unten am Stiefel. Dort, wo Eisenbahn und Straße die Küste von Salerno verlassen, liegt Eboli, und dahinter beginnt der Mezzogiorno, dessen Bewohner sagen: »Wir sind keine Menschen, keine Christen, wir sind Tiere, denn Christus kam nur bis Eboli, aber nicht weiter, nicht zu uns.« In diese gottverlassene Gegend kommt im Spätsommer 1935 der Turiner Arzt Carlo Levi – vom Regime wegen seiner antifaschistischen Aktivitäten in die Verbannung geschickt. Ernste, von Malaria ausgezehrte Gesichter blicken ihm entgegen. Doch Levi gewinnt die Zuneigung dieser Menschen, als er den Kampf gegen die Krankheit aufnimmt. In den zwei Jahren seines Zusammenlebens mit ihnen betreut der Arzt Levi die Kranken, der Schriftsteller und Maler in ihm porträtiert Jahre später die Landschaft und ihre Menschen: Eindringlich erfaßt Carlo Levi das archaische Leben im Mezzogiorno, den Alltag dieser Bauern, ihre Kümmernisse und Krankheiten, aber auch ihre Feste, ihre geheimen Hoffnungen und Wünsche. – ›Christus kam nur bis Eboli‹ erschien 1945: In über 40 Sprachen übersetzt, begründete dieser dokumentarische Roman den italienischen Neorealismus.

Carlo Levi, am 29. November 1902 in Turin geboren, war Arzt, Schriftsteller und Maler. Nach den Jahren seiner Verbannung schloß er sich in Paris der französischen Widerstandsbewegung an. Später lebte er in Rom, wo er am 4. Januar 1975 starb. Die berühmte Verfilmung von ›Christus kam nur bis Eboli‹ entstand 1978 unter der Regie von Francesco Rosi.

Carlo Levi

Christus kam nur bis Eboli

Aus dem Italienischen von
Helly Hohenemser-Steglich

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

8. Auflage 2015
2003 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1945 Giulio Einaudi Editore S. p. A., Turin
Titel der italienischen Originalausgabe:
›Cristo si è fermato a Eboli‹
© 2002 der deutschsprachigen Ausgabe:
Europa Verlag GmbH, Hamburg
Der vorliegenden Ausgabe wurde mit freundlicher Genehmigung des
Lizenzgebers ein Brief beigegeben, den Carlo Levi 1963 aus Anlaß einer
Neuausgabe an seinen Verleger Giulio Einaudi schrieb.
(Aus dem Italienischen von Maria Hammerl)
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: © Cinetext, Frankfurt
Satz: H & G Herstellung, Hamburg
Gesetzt aus der Sabon 10/12˙
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13039-4

Viele Jahre sind vergangen, Jahre voller Kriege, in denen sogenannte Geschichte gemacht wurde. Vom Zufall hin- und hergetrieben, habe ich das beim Abschied gegebene Versprechen, zu meinen Bauern zurückzukehren, bis jetzt nicht halten können; wer weiß, ob es überhaupt dazu kommen wird. Aber hier in meinem Zimmer, in meiner in sich abgeschlossenen Welt, lege ich gern in der Erinnerung den Weg wieder zurück in jene andere, in Schmerz und Brauchtum verstrickte, unendlich geduldige Welt, die abseits von Geschichte und Staat liegt, in dieses herbe, trostlose Land, wo der Bauer in Elend und Verlassenheit auf karger Scholle im Angesicht des Todes seiner starren Sitte lebt.

»Wir sind keine Christen«, sagen sie, »Christus ist nur bis Eboli gekommen.« Christ bedeutet in ihrer Ausdrucksweise Mensch; und der sprichwörtliche Satz, den ich hundertmal habe wiederholen hören, ist in ihrem Munde wohl nichts anderes als der Ausdruck eines trostlosen Minderwertigkeitskomplexes. »Wir sind keine Christen, keine Menschen, wir gelten nicht als Menschen, sondern als Tiere, als Lasttiere und noch geringer als Tiere und Koboldwesen, die doch ihr freies, teuflisches oder engelhaftes Dasein leben; denn wir müssen uns der Welt der Christen jenseits unseres Horizontes unterwerfen, ihre Last und ihren Widerspruch ertragen.« Aber der Satz hat noch einen viel tieferen Sinn: wie jede symbolische Ausdrucksweise gilt er auch buchstäblich. Christus ist wirklich nur bis Eboli gekommen, wo Straße und Eisenbahn die Salernitaner Küste und das Meer verlassen und in das öde lukanische Land eindringen. Christus ist niemals bis hierher gelangt, ebensowenig wie die Zeit, die individuelle Seele, die Hoffnung oder das Band zwischen Ursache und Wirkung, wie die Vernunft und die Geschichte. Christus ist nicht bis hierher vorgedrungen,

wie auch die Römer nicht bis hierher vorgedrungen waren, welche die großen Straßen beherrschten, aber sich von den Bergen und Wäldern fernhielten, ebensowenig wie die Griechen, welche am Meer die blühenden Städte Metapont und Sybaris bewohnten. Keiner der kühnen Männer des Westens hat bis hierher den Sinn für die sich wandelnde Zeit, seine Staatstheokratie oder seinen ewigen, sich selbst noch steigernden Tatendrang gebracht. Niemand hat diese Erde berührt, es sei denn als Eroberer oder als Feind oder als verständnisloser Besucher. Die Jahreszeiten gleiten über die Mühsal der Bauern dahin, heute wie dreitausend Jahre vor Christi Geburt; keine menschliche oder göttliche Botschaft wurde an diese halsstarrige Armut gerichtet. Wir reden eine andere Sprache: unsere Worte sind hier unverständlich. Die großen Entdecker haben die Grenzen ihrer eigenen Welt nicht verlassen; sie haben die Pfade ihrer eigenen Seele, die Wege des Guten und Bösen, der Moral und der Erlösung durchlaufen. Christus ist in die unterirdische Hölle der jüdischen Ethik hinabgestiegen, um dort die Pforten der Zeit aufzubrechen und sie in Ewigkeit zu versiegeln. Aber in dieses düstere Land ohne Sünde und ohne Erlösung, wo das Übel nicht moralisch, sondern nur irdisches Leid ist, das ewig den Dingen anhaftet, ist Christus nicht herabgestiegen. Christus ist nur bis Eboli gekommen.

Ich kam an einem Augustnachmittag in einem kleinen klapprigen Auto in Gagliano an. Meine Hände waren gefesselt, und ich wurde von zwei robusten Vertretern der öffentlichen Ordnung mit roten Streifen an den Hosen und ausdruckslosen Gesichtern begleitet. Ich kam ungern und war darauf gefaßt, alles unerfreulich zu finden, weil ich auf einen unerwarteten Befehl hin plötzlich Grassano hatte verlassen müssen, wo ich vorher gewohnt und Lukanien kennengelernt hatte. Anfangs war das ziemlich mühsam gewesen. Wie alle Orte hierzulande, liegt Grassano als weißer Fleck auf dem Gipfel eines hohen, kahlen Hügels, wie ein kleines erträumtes Jerusalem in der Einsamkeit einer Wüste. Ich ging gern zu der windumwehten Kirche oberhalb des Ortes hinauf, von wo das Auge nach allen Richtungen einen unendlich weiten Horizont umfassen kann, der in der ganzen Runde vollkommen gleich ist. Man steht wie mitten in einem Meer weißlicher, eintöniger und baumloser Erde: in der Ferne auf Hügelkuppen weiße Ortschaften, Irsina, Craco, Montalbano, Salandra, Pisticci, Grottole, Ferrandina; Gebiet und Schlupfwinkel der Briganten bis dorthin, wo vielleicht das Meer und Metapont und Tarent liegen. Ich glaubte, den verborgenen Wert dieses ausgesogenen Landes erraten zu haben; ich hatte begonnen, es zu lieben, und der Wechsel war mir unangenehm. Ich bin so veranlagt, daß ich alles Loslösen schmerzlich empfinde; deshalb war ich voreingenommen gegen den neuen Ort, wo ich mich zu leben bequemen mußte. Dagegen freute mich die Reise, die Möglichkeit, die Orte zu sehen, von denen ich so viele Geschichten hatte erzählen hören und die ich mir in meiner Phantasie hinter den Bergen, die das Basentotal abschließen, vorstellte. Wir kamen an der Schlucht vorbei, in welche die Musikkapelle aus Grassano im vorigen

Jahr gestürzt war, als sie spät abends von einem Konzert auf der Piazza in Accettura zurückkehrte. Seitdem treffen sich die toten Musikanten um Mitternacht unten in der Schlucht und blasen auf ihren Trompeten, und die Hirten meiden jene Gegend in ehrfürchtigem Grauen. Aber als wir dort vorbeikamen, war es heller Tag, die Sonne schien, der afrikanische Wind versengte die Erde, und kein Ton drang aus dem Lehmgrund herauf.

Ich wußte, daß ich in San Mauro Forte, ein Stückchen weiter oben am Berg, am Eingang des Ortes, noch die Pfähle sehen würde, auf denen Jahre hindurch die Köpfe der Briganten aufgespießt wurden, und daß wir dann in den Wald von Accettura kommen würden, einen der wenigen, der noch von den alten Forsten, die ganz Lukanien bedeckt hatten, übriggeblieben ist: Lucus a non lucendo, weiß Gott, heute ist Lukanien, das Waldland, vollständig kahl. Endlich einmal wieder Bäume zu sehen mit frischem Unterholz und grünen Pflanzen und den Duft der Blätter einzuatmen, war für mich wie eine Fahrt ins Feenland. Das hier war einst das Reich der Räuber, das man heute noch, allein wegen der fernen Erinnerung, mit einem merkwürdigen Gefühl der Beklemmung durchquert. Aber es ist ein recht kleines Reich, das man sehr bald wieder verläßt, um nach Stigliano hinaufzuklettern, wo der uralte Rabe Marco seit Jahrhunderten wie ein Lokalgott auf dem Platz sitzt und schwarz über die Steine hin flattert. Hinter Stigliano geht es hinunter ins Saurotal, mit dem großen Flußbett voll weißer Steine und dem schönen Olivenhain des Fürsten Colonna auf der Insel, wo ein Bersaglieribataillon durch die Briganten von Boryes*, die auf Potenza zu marschierten, vernichtet wurde. Hier verläßt man an einer Kreuzung die Straße nach dem Agrital und schlägt nach links hin eine kleine, vor wenigen Jahren gebaute Nebenstraße ein.

* Der Katalane Boryes war von den Bourbonen eigens aus Spanien gerufen worden, um die legitimistischen Banden anzuführen. 1861 wurde er gefangengenommen und hingerichtet. (Anmerkung der Übersetzerin)

Leb wohl, Grassano, lebt wohl ihr von ferne erblickten oder erträumten Landstriche! Wir sind jetzt auf der andern Seite der Berge, und es geht ruckweise nach Gagliano hinauf, das bis vor kurzem das Rad noch nicht kannte. In Gagliano hört die Straße auf. Mir mißfiel alles: der Ort wirkt auf den ersten Blick gar nicht als Ort, sondern wie eine kleine Anhäufung von verstreuten, weißen, bei allem Elend irgendwie anspruchsvollen Häuschen. Er liegt nicht wie alle anderen auf der Bergkuppe, sondern in einer Art von unregelmäßigem Sattel inmitten von tiefen, malerischen Schluchten, und er hat zunächst nicht das strenge und schreckliche Aussehen aller anderen Ortschaften hier. Bei der Ankunft sieht man ein paar Bäume und ein bißchen Grün; gerade dieser Mangel an Charakter war mir zuwider. Ich war nun einmal an die nackte und dramatische Strenge Grassanos gewöhnt, an seinen abbröckelnden Kalkbewurf, an seine geheimnisvoll trübe Stimmung, und mir erschien der ländliche Eindruck, den Gagliano machte in dieser Gegend, die nirgends ländlichen Charakter hat, als falscher Ton. Außerdem empfand ich es, vielleicht aus Eitelkeit, als störend, daß der Ort, an dem ich zu leben gezwungen wurde, nicht auch äußerlich eingeengt wirkte, sondern weiträumig und beinah freundlich war. So fühlt sich auch der Gefangene wohler in einer Zelle mit übertrieben festen, rhetorischen Gittern als in einer, die sich den Anschein eines gewöhnlichen Zimmers gibt. Aber mein erster Eindruck war nur teilweise richtig.

Nachdem ich abgeladen und dem Gemeindesekretär, einem mageren, trockenen, schwerhörigen Mann in Jägerjacke, mit schwarzem, in Spitzen ausgedrehtem Schnurrbart und gelbem Gesicht, übergeben, dem Bürgermeister und dem Carabinierifeldwebel vorgestellt worden war und von meinen Wächtern, die eilig wieder wegfuhren, Abschied genommen hatte, blieb ich mitten auf der Straße mir selbst überlassen. Da merkte ich, daß man den Ort beim Ankommen nicht gleich übersah; denn wie ein sich

schlängelnder Wurm senkte er sich mit seiner einzigen, stark abfallenden Straße auf engem Grat zwischen zwei Schluchten, stieg dann wieder an, um abermals zwischen zwei anderen Schluchten hinunterzuklettern und schließlich im Leeren zu enden. Die idyllische Ländlichkeit, die ich bei meiner Ankunft zu sehen geglaubt hatte, war nicht mehr vorhanden; auf allen Seiten sah man nichts als weiße Lehmabstürze, an denen die Häuser hingen, als schwebten sie in der Luft; und ringsumher noch mehr weißer, baum- und rasenloser Lehm, vom Wasser durchfurcht mit Löchern, Kegeln und gefährlich aussehenden Hängen wie eine Mondlandschaft. Fast alle Türen der rissigen, baufälligen Häuser, die sich kaum über dem Abgrund zu halten schienen, waren sonderbar eingerahmt von schwarzen Fähnchen, von denen einige neu, die anderen von Sonne und Regen entfärbt waren, so daß es aussah, als wäre der ganze Ort in Trauer oder zu einem Totenfest geschmückt. Ich erfuhr später, daß es Brauch ist, diese Fähnchen an den Türen der Häuser, in denen jemand stirbt, anzubringen und daß man sie nicht wegnimmt, bis sie durch die Zeit gebleicht sind.

Es gibt weder richtige Läden noch Gasthäuser im Ort. Der Sekretär hatte mich an eine verwitwete Schwägerin verwiesen, die ein Zimmer für die wenigen, hier durchkommenden Reisenden bereit halte und die mich auch verpflegen würde. Es war eins der ersten Häuser des Ortes, ein paar Schritte vom Gemeindehaus. So ging ich, ehe ich meinen neuen Aufenthaltsort näher angesehen hatte, zu der Witwe, trat mit meinen Koffern und meinem Hund Baron durch eine der Trauertüren ein und setzte mich in die Küche. Tausende von Fliegen verdunkelten die Luft und bedeckten die Wände; ein alter gelber Hund lag unendlich gelangweilt auf dem Boden. Die gleiche Langeweile und ein Ausdruck von Ekel, von erlittener Unbill und von Grauen lag auf dem bleichen Antlitz der Witwe, einer Frau mittleren Alters, die nicht in Tracht war, sondern die ein gewöhnli-

ches Kleid anhatte, wie es besser gestellte Leute tragen, aber mit einem schwarzen Schleier auf dem Kopf. Ihr Mann war vor drei Jahren eines schrecklichen Todes gestorben. Eine Bäuerin, die eine Hexe war, hatte ihn mit Liebesträgen in ihre Netze gezogen, und er war ihr Geliebter geworden. Als sie eine Tochter bekam, hatte er die sündige Beziehung lösen wollen; da gab ihm die Hexe einen Trank, der ihn umbringen sollte. Es war eine lange und geheimnisvolle Krankheit, der die Ärzte keinen Namen zu geben wußten. Der Mann hatte die Kräfte verloren und sein Gesicht hatte sich verändert, war bronzefarben und dann immer dunkler geworden, und schließlich war er gestorben. Seine Frau, eine »Signora«, war mit geringen Mitteln samt ihrem zehnjährigen Jungen allein zurückgeblieben und mußte sehen, wie sie durchkam. Deshalb vermietete sie das Zimmer; ihre Verhältnisse gaben ihr eine Zwischenstellung zwischen den besseren Leuten und den Bauern; von den einen hatte sie die Manieren und von den andern die Armut. Der Junge war ins Kolleg zu den Priestern in Potenza gesteckt worden und war gerade in den Ferien zu Hause, ein stilles, gehorsames, sanftes Kind, schon gezeichnet durch die religiöse Erziehung, mit geschorenen Haaren und einem grauen, bis zum Hals zugeknöpften Kolleganzug.

Ich war erst ein Weilchen in der Küche der Witwe und erkundigte mich gerade näher nach dem Ort, als es an die Tür klopfte und einige Bauern schüchtern Einlaß begehrten. Es waren sieben oder acht, schwarz gekleidet, mit schwarzen Hüten auf dem Kopf und einem tiefernsten Blick in ihren schwarzen Augen. »Bist du der Doktor, der heute angekommen ist?« fragten sie mich. »Komm mit, jemand ist krank.« Sie hatten im Gemeindehaus sofort von meiner Ankunft erfahren und hatten gehört, daß ich Arzt wäre. Ich sagte ihnen, ich wäre zwar Arzt, aber ich praktizierte seit vielen Jahren nicht mehr; es gäbe doch sicher einen Arzt im Ort, den sollten sie rufen, denn ich würde nicht kommen. Sie antworteten, es gäbe keine Ärzte hier und ihr Kamerad

läge, im Sterben. »Ist es denn möglich, daß es keinen Arzt gibt?« – »Es gibt keinen.« Mir war die Sache sehr ungemütlich: ich wußte wirklich nicht, ob ich nach so vielen Jahren, in denen ich mich nicht mehr mit der Heilkunde befaßt hatte, imstande sein würde, irgendwie zu helfen. Aber wie konnte ich ihren Bitten widerstehen? Einer von ihnen, ein weißhaariger Alter, trat an mich heran und nahm meine Hand, um sie zu küssen. Ich glaube, ich bin zurückgewichen und vor Scham rot geworden, und das gleiche geschah jedesmal, wenn im Laufe des Jahres andre Bauern die gleiche Gebärde wiederholten. War es ein Anflehen oder das Überbleibsel einer feudalen Huldigung? Ich stand auf und folgte ihnen zu dem Kranken.

Das Haus war nicht weit entfernt. Der Kranke lag, vollständig angezogen mit Schuhen und Hut, auf einer Art Bahre gleich neben dem Eingang. Das Zimmer war düster, man konnte im Halbdunkel kaum die Bäuerinnen unterscheiden, die klagten und weinten. Ein kleiner Trupp von Männern, Frauen und Kindern stand auf der Straße, und alle kamen ins Haus und drängten sich um mich. Ich erfuhr aus ihren unzusammenhängenden Erzählungen, daß der Kranke vor ein paar Minuten ins Haus gebracht worden war aus dem fünfundzwanzig Kilometer entfernten Stigliano, wohin man ihn auf einem Esel befördert hatte, um die dortigen Ärzte zu befragen; daß es zwar in Gagliano Ärzte gebe, daß man sich aber nicht an sie wende, da es Quacksalber und keine richtigen Ärzte seien; daß der Doktor in Stigliano ihm nur gesagt habe, er solle wieder umkehren und zu Hause sterben. So sei er nun wieder daheim, und ich solle ihn retten. Aber es war nichts mehr zu machen, der Mann lag im Sterben. Die Spritzen, die im Haus der Witwe zum Vorschein gekommen waren und mit denen ich, nur um mein Gewissen zu beruhigen, ihn wieder zu beleben versuchte, taten keine Wirkung mehr. Es handelte sich um einen bösartigen Malariafall, das Fieber stieg höher als die höchsten Fiebergrade, und der Organismus reagierte nicht

mehr. Erdfarben lag der Mann, schweratmend und ohne zu sprechen, auf der Bahre; seine Gefährten umdrängten ihn klagend. Kurz darauf war er tot. Man ließ mich durch, und ich ging allein hinaus auf den Platz, von wo aus man einen Blick über Schluchten und Täler bis nach Sant' Arcangelo hat. Es war die Stunde des Sonnenuntergangs; die Sonne versank hinter den Bergen Kalabriens, und vom Schatten verfolgt, eilten die Bauern, klein in der großen Weite, auf fernen Pfaden über den Lehmboden ihren Heimstätten zu.

Der Platz, die »Piazza«, ist nur eine Erweiterung der einzigen Straße des Ortes an einer ebeneren Stelle, wo Ober-Gagliano, der höchstgelegene Teil, aufhört. Von dort steigt man erst noch ein Stückchen, und dann geht es wieder hinunter über ein andres Plätzchen nach Unter-Gagliano, das auf dem Erdrutsch endet. Nur auf einer Seite der Piazza stehen Häuser; auf der gegenüberliegenden Seite erhebt sich ein niedriges Mäuerchen über einem Abgrund, dem Bersaglierigraben, der so heißt, weil die Briganten dort einen piemontesischen Bersagliere, der sich zu jener Zeit in diesen Bergen verirrte, gefangengenommen und hinabgestürzt hatten.

Die Dämmerung war hereingebrochen, am Himmel flogen Raben, und auf der Piazza erschienen zu ihrer Abendunterhaltung die Honoratioren des Ortes. Sie gehen hier jeden Abend spazieren, bleiben stehen, setzen sich auf das Mäuerchen und warten mit dem Rücken gegen die letzten Sonnenstrahlen auf die Abkühlung, wobei sie ihre billigen Zigaretten rauchen. Auf der anderen Seite lehnen an den Häusern die Bauern, die von den Feldern heimgekehrt sind; ihre Stimmen hört man nicht.

Der Bürgermeister erkennt mich wieder und ruft mich zu sich. Ein junger Mensch, groß, plump und dick, mit einem Schopf schwarzer, eingefetteter Haare, die ihm unordentlich in die Stirne fallen, einem gelben, bartlosen Mondgesicht mit kleinen, boshaften Äuglein voller Falschheit und Selbstzufriedenheit. Er trägt hohe Stiefel, karierte Reithosen, eine kurze Jacke und spielt mit einer Reitpeitsche. Es ist der Professor Luigi Magalone: aber er ist gar kein Professor. Er ist der Volksschullehrer von Gagliano; doch seine Hauptaufgabe besteht darin, die

Konfinierten* in seinem Ort zu überwachen. Darauf verwendet er (wie ich bald feststellen muß) seinen Eifer und seine ganze Kraft. Ist er doch, wie er sofort Gelegenheit findet, mir mit seinem hellen Kastratenstimmchen mitzuteilen, das dünn und aufgeblasen aus der Fleischmasse herausschrillt, von Seiner Exzellenz dem Präfekten als jüngster und faschistischster aller Bürgermeister der Provinz Matera bezeichnet worden. Was kann ich andres tun, als dem Professor gratulieren. Und der Professor erklärt mir sofort das Nötige über den Ort und über die Art, wie ich mich zu verhalten habe. Es gäbe mehrere Konfinierte, im ganzen zehn. Ich dürfe sie nicht sehen, weil es verboten sei. Übrigens handle es sich um üble Leute, Arbeiter, Gelichter. Ich dagegen sei ein Herr, das sehe man gleich. Ich merke, wie stolz der Professor ist, daß er zum ersten Male seine Macht über einen Herrn, einen »Signore«, einen Maler, einen Doktor, einen gebildeten Menschen, ausüben kann. Auch er ist ein gebildeter Mensch; er hält darauf, mir dies sofort beizubringen. Mit mir will er liebenswürdig sein, wir stehen auf der gleichen Stufe. Aber wieso bin ich denn eigentlich konfiniert worden? Und gerade in diesem Jahr, wo das Vaterland so groß wird. Aber diese Behauptung klingt ein bißchen ängstlich. Wir sind eben am Beginn des abessinischen Krieges. Hoffentlich geht alles gut. Hoffentlich! Jedenfalls wird es mir hier gefallen. Der Ort ist gesund und reich. Ein bißchen Malaria, nicht der Rede wert. Die Bauern sind beinah alle kleine Grundbesitzer; auf der Armenliste steht fast niemand. Es ist einer der reichsten Orte der Provinz. Nur muß ich aufpassen, denn es gibt viel böses Volk. Man muß allen mißtrauen. Jedenfalls soll ich mit niemandem in Berührung kommen. Er hat viele Feinde. Er hat erfahren, daß ich jenen Bauern behandelt habe. Es ist ein Glück, daß ich gekommen

* Das »confine«, die Verbannung an einen bestimmten Ort, ist eine in Italien gebräuchliche, meist auf politisch. Verdächtige angewendete Strafart, die unter dem Faschismus besonders üblich war. (Anmerkung der Übersetzerin)

bin und praktizieren kann. Ich möchte das lieber nicht? Ich soll, durchaus! Er wird sich wirklich sehr darüber freuen. Dort hinten kommt ja gerade sein Onkel, der alte Doktor Milillo, der Gemeindearzt. Ich soll keine Angst haben, er wird schon dafür sorgen, daß sein Onkel sich nicht über meine Konkurrenz ärgert. Übrigens hat sein Onkel überhaupt nichts zu sagen. Was den andern Arzt anlangt, der dort einsam auf und ab spaziert, so muß ich mich in acht nehmen: der ist zu allem fähig; aber wenn ich ihm seine ganze Kundschaft wegfangen kann, um so besser, und der Professor wird mich verteidigen.

Doktor Milillo nähert sich mit kleinen Schrittchen. Er muß siebzig Jahre alt sein oder doch nur wenig darunter. Er hat Hängebacken und die tränenden, gutmütigen Augen eines alten Jagdhundes. Er ist ungeschickt und langsam in seinen Bewegungen, was aber mehr seiner Veranlagung als seinem Alter zuzuschreiben ist. Seine Hände zittern, und die Worte kommen stotternd zwischen einer enorm langen Oberlippe und einer hängenden Unterlippe heraus. Der erste Eindruck ist der eines gutmütigen, vollkommen vertrottelten Mannes. Selbstverständlich ist er nicht sehr entzückt von meiner Ankunft, aber ich versuche ihn zu beruhigen. Ich habe keine Absicht zu praktizieren. Ich bin heute nur deshalb zu dem Kranken gegangen, weil es ein dringender Fall war und ich nichts von den ortsangesessenen Ärzten wußte. Der Doktor ist befriedigt, mich so reden zu hören, und auch er fühlt wie der Neffe das Bedürfnis, mir seine Bildung zu zeigen, indem er in den Winkeln seines Gedächtnisses nach ein paar veralteten medizinischen Ausdrücken sucht, die dort noch von seinen Universitätsjahren her haften geblieben sind wie eine auf dem Dachboden vergessene Trophäe. Aber ich verstehe von seinem Gestammel nur das eine: daß er nämlich von Medizin überhaupt nichts mehr weiß, wenn er je etwas davon verstanden hat. Die berühmten Lehren der bekannten neapolitanischen Schule haben sich in seinem Geist verflüchtigt und sich in der Eintönigkeit

des ewigen, gleichgültigen Alltags verwirrt. Die Trümmer seiner verlorenen Kenntnisse schwimmen sinnlos in einem Schiffbruch von Langeweile auf einem Meer von Chinin, dem einzigen Mittel gegen sämtliche Übel. Ich lenke ihn vom gefährlichen Boden der Wissenschaft ab und frage ihn aus über den Ort, seine Bewohner und das Leben hier.

»Gute Menschen, aber primitiv. Vor allem hüten Sie sich vor den Frauen. Sie sind jung und Sie sehen gut aus. Nehmen Sie nichts von einer Frau an, weder Wein noch Kaffee, keine Speise und kein Getränk. Sie würde ganz sicher irgendeinen Zaubertrank hineintun. Sie werden den hiesigen Frauen bestimmt gefallen. Alle werden Ihnen Zaubertränklein brauen. Nehmen Sie nur nie etwas von den Bäuerinnen an.« Auch der Bürgermeister ist der gleichen Ansicht. »Diese Tränke sind gefährlich. Es ist nicht einmal angenehm, sie zu trinken. Im Gegenteil, sie sind ekelhaft.« – »Wissen Sie, woraus sie gemacht werden?« Und der Doktor neigt sich zu meinem Ohr und flüstert stotternd und selig, daß er sich endlich an einen richtigen wissenschaftlichen Ausdruck erinnert. »Blut, wissen Sie – Men-stru-al-blut«, während der Bürgermeister aus dem Hals heraus lacht wie ein Huhn. »Sie tun auch Kräuter hinein und sprechen Zauberformeln darüber, aber das wichtigste ist eben das. Ungebildete Leute. Sie mischen es überall hinein, in die Getränke, in die Schokolade, in die Blutwurst, womöglich auch ins Brot. Menstrualblut. Geben Sie acht!« Ach Gott, wieviel Zaubertränke werde ich wohl im Laufe des Jahres, ohne es zu ahnen, hinuntergeschluckt haben? Sicherlich habe ich nicht den Rat des Onkels und des Neffen befolgt und habe täglich dem Wein und dem Kaffee der Bauern Trotz geboten, auch wenn sie von einer Frau aufgetischt wurden. Wenn Zaubertränke darin waren, haben sie sich vielleicht gegenseitig neutralisiert. Jedenfalls haben sie mir nicht geschadet; vielleicht haben sie mir auf irgendeine geheimnisvolle Art geholfen, in jene verschlossene, schwarz verschleierte, blut- und erdhafte Welt einzudringen, in die andre Welt der

Bauern, in die man nicht ohne einen Zauberschlüssel hineinkommt.

Vom Berg Pollino senkt sich der Abendschatten auf uns nieder. Die Bauern sind jetzt alle in den Ort zurückgekehrt, in den Häusern werden die Lichter angezündet, von allen Seiten hört man Stimmen, Eselsgeschrei und Ziegengemekker. Auf der Piazza sind jetzt alle Signori des Ortes versammelt. Der Feind des Bürgermeisters, der einsam dahinwandelnde Arzt, brennt offenbar darauf, mich kennenzulernen. Er zieht seine Kreise immer enger um uns wie ein schwarzer Teufelspudel. Es ist ein älterer, dicker Mann mit einem Bäuchlein, in steifer Haltung, mit einem grauen Spitzbart und einem Schnurrbart, der über einen sehr großen Mund mit einem Gehege gelber, unregelmäßiger Zähne herabfällt. Sein Gesicht hat einen Ausdruck von neidischem Mißtrauen und einer fortwährenden, schlecht verhehlten Wut. Er trägt eine Brille, eine Art schwarzen Zylinder auf dem Kopf, einen schwarzen, abgeschabten Überzieher und alte schwarze, zerrissene und abgetragene Hosen. Er schwenkt einen mächtigen schwarzen Baumwollschirm. Mit diesem Schirm werde ich ihn später immer sehen; er hält ihn im Sommer wie im Winter stets geöffnet, völlig senkrecht, würdevoll, gleichsam als geheiligten Baldachin über dem Tabernakel seiner eigenen Bedeutung. Doktor Gibilisco ist wütend. Sein Ansehen scheint leider sehr gelitten zu haben. »Die Bauern hören nicht auf mich. Sie rufen mich nicht, wenn sie krank sind.« Das erzählt er mir mit der giftigen und zornigen Miene eines Papstes, der gegen eine Ketzerei den Bannfluch schleudert. »Oder sie wollen nicht zahlen. Sie wollen zwar behandelt werden, aber nichts zahlen. Aber Sie werden es schon merken. Sie haben gesehen, daß man mich heute nicht zu dem Kerl gerufen hat. Er ist nach Stigliano gegangen. Er hat Sie rufen lassen. Er ist gestorben, und es geschieht ihm recht.« Über diesen Punkt war übrigens, wenn auch mit größerer Mäßigung, Doktor Mililo der gleichen Meinung. Er sagte bestätigend: »Die sind

eigensinnig wie die Maulesel. Alles soll nach ihrem Kopf gehen. Man gibt ihnen Chinin und immer wieder Chinin, und sie wollen es nicht nehmen. Da ist nichts zu machen.« Ich versuche, auch Gibilisco über meine Absicht, ihm keine Konkurrenz zu machen, aufzuklären: aber seine Augen sind voller Mißtrauen und Verdacht, und sein Zorn hat sich nicht gelegt. »Sie trauen uns nicht, sie trauen der Apotheke nicht. Es ist klar, es kann nicht alles vorrätig sein; aber man kann doch Ersatz schaffen. Wenn Morphium fehlt, gibt man eben Apomorphin.« Auch Gibilisco liegt daran, ebenso wie Milillo seine Wissenschaft leuchten zu lassen. Aber ich merke sehr bald, daß seine Unwissenheit viel schlimmer ist als die des Alten. Er weiß überhaupt gar nichts und redet ins Blaue hinein. Er weiß nur eine einzige Sache, nämlich, daß die Bauern dazu da sind, sich von Gibilisco behandeln zu lassen und ihm Geld und Lebensmittel für seine Besuche zu geben; und diejenigen, deren er habhaft werden kann, müssen ihn auch für die andern, die ihm entwischen, bezahlen. Die ärztliche Kunst ist für ihn nichts andres als ein Recht, ein Feudalrecht über Leben und Tod der »Cafoni«*. Und weil die armen Patienten sich gern diesem ius necationis entziehen, lebt er in einem Dauerzustand der Wut und des Hasses, wie ein reißendes Tier gegenüber der armen bäuerlichen Herde. Wenn die Folgen nur selten tödlich sind, so liegt das gewiß nicht am fehlenden guten Willen, sondern allein an der Tatsache, daß es, um einen Menschen mit Kunst zu töten, auch einiger Brocken von Wissen bedarf. Ob er die oder jene Medizin anwendet, ist ihm ganz gleich: er kennt keine und gibt sich auch keine Mühe, sie kennenzulernen. Sie sind für ihn bloß die Waffen seines Rechtes: Ein Krieger darf sich, um sich Respekt zu verschaffen, wie es ihm beliebt, mit Bogen oder Schwertern, mit Seitengewehren

* »Cafone«, ursprünglich ein Dialektausdruck Süditaliens, der dort allgemein auf den Bauern im Gegensatz zum Herrn, dem »Signore«, angewendet wird und einen verächtlichen Sinn hat, dient heute auch im übrigen Italien zur Bezeichnung eines rohen, unmanierlichen, tölpelhaften Menschen. (Anmerkung der Übersetzerin)

oder Pistolen oder meinetwegen auch mit einem malaischen Kris bewaffnen. Das Recht Gibiliscos ist ererbt: sein Vater war Arzt, sein Großvater war auch Arzt. Sein vor einem Jahr verstorbener Bruder war natürlich Apotheker. Die Apotheke hatte keinen Nachfolger gefunden und hätte eigentlich geschlossen werden müssen; aber durch irgendeinen Freund an der Präfektur in Matera hatte man es erreicht, daß sie, zum Wohl der Bevölkerung, weiter offenbleiben durfte, bis die Vorräte erschöpft waren, und zwar unter der Leitung der Töchter des Apothekers, die nicht studiert hatten und also auch nicht zum Verkauf der Gifte hätten ermächtigt werden dürfen. Selbstverständlich gingen die Vorräte nie zu Ende; in die halbleeren Gläser wurden ein paar harmlose Pulver geschüttet, womit die Gefahr von Irrtümern beim Abwiegen vermindert war. Aber die Bauern sind eigensinnig und mißtrauisch. Sie gehen nicht zum Arzt und sie gehen nicht in die Apotheke, sie erkennen das Recht nicht an. Und so ist es nur recht und billig, daß sie an Malaria draufgehen.

Ich lasse mir ein bißchen über die Herren erzählen, die auf und ab wandern oder in schweigenden Gruppen auf dem Mäuerchen sitzen. Dort geht der Carabinierifeldwebel vorbei. Ein schöner, junger Kerl aus Apulien, mit pomadisierten Haaren und einem bösen Gesicht, eingezwängt in eine auf Taille gearbeitete Uniform, mit blanken Reitstiefeln, parfümiert, eilig und hochfahrend. Mit ihm werde ich nur sehr wenig reden; er betrachtet mich von weitem wie einen Verbrecher, den man kurz halten muß. Seit drei Jahren ist er hier und hat bereits, so erzählt man mir, vierzigtausend Lire auf die Seite gelegt, als Frucht einer weisen Ausübung seiner Autorität über die Bauern – zehn Lire pro Mal. Er ist der Geliebte der Hebamme, einer hochgewachsenen, mageren, leicht hinkenden Frau mit großen, glänzenden, schmachtenden Augen und einem langen Pferdegesicht, die schlecht angezogen und betriebsam ist und die Bewegungen und sentimentalen, übertriebenen Ausdrücke einer Variete-